Erblühen Kastanien

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 13

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638077

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



1



2



3

Erblühen der Kastanien

Theres

Kürzlich, beim Aufräumen längst vergessener Dinge, kam mir eine Schachtel mit alten Briefen in die Hände. Aus einem vergilbten Päckchen griff ich ein Schreiben heraus.

Der Brief war von der Köchin in dem Töchterinstitut am Bodensee, in welchem ich einmal als Lehrerin wirkte. Der Brief war unterschrieben: In Dankbarkeit Ihre Therese Müller.

Wie ich diese Unterschrift las, kam mir ein Erlebnis in den Sinn, das mich seinerzeit stark beschäftigt hatte. Ein Geschehnis, in welchem ich bestimmt war, in ein Menschenleben schicksalhaft einzugreifen.

Der weite blaue See stieg vor mir auf in seiner unendlichen Schönheit; das seinerzeit weitberühmte Töchterinstitut in der unmittelbaren Nähe des Wassers. Diese begrenzte Welt für sich, in der oftmals die kleinen Ereignisse des Tages eine erschütternde Bedeutung gewannen.

Theres war eine gute Köchin. Unter ihrer Herrschaft gab es wenig angebrannten Brei am Abend. Sie machte einen besonders schmackhaften Kartoffelsalat, und wenn ich zufällig durch die Küche kam, wenn sie die gewaltige Menge untereinander mischte, so gab sie mir auf einem Unterteller zuweilen ein recht schmackhaftes Versucherli, was sie mit den Worten begleitete: „Das Fräulein ist immer so freundlich zu mir. Gelled Sie, Sie haben meinen Kartoffelsalat gern?“ Was ich mit Vergnügen und gutem Appetit bestätigte.

Theres war Schwäbin; sie hatte eine rundliche Figur. Das Gesicht war desgleichen rundlich und vom Herdfeuer meistens mit einem rötlichen Glanz bedeckt. Aus den kleinen, blinkenden blauen Augen schaute sie munter und immer ein wenig staunend in die Welt. Braunes Haar umrahmte in leichten natürlichen Löckchen das gutmütige Gesicht.

An einem Tage indessen legte sich ein großer Kummer über Antlitz und Leben von Therese. Das kam so.

Einer der Zöglinge aus dem Institut, eine reiche Italienerin aus vornehmer Familie, Antoinetta, meistens aber Tetta genannt, bekam ein neues Kleid. Im Besuchszimmer fand die Anprobe statt. Wenige Zeit darauf entdeckte Tetta, daß ihre goldene Brosche, ein altes, sehr wertvolles Familienstück aus herrlicher Handarbeit, geschmückt mit Brillanten und Rubinen, fehlte. Man suchte überall nach der Brosche. Ohne Erfolg. Tetta behauptete mit großer Bestimmtheit, die Brosche vor der Anprobe im Besuchszimmer getragen zu haben. Da die Brosche auch sonst nirgends zu finden war, glaubte man ihren Angaben. Man überlegte und untersuchte, wo die Brosche sein könnte. Ein Diebstahl in einer Anstalt ist unter allen Umständen eine böse Angelegenheit. Da schleichen die Verdächtigungen wie giftige Schlangen züngelnd hin und her, bis sie sich mit einem Male auf ein Opfer stürzen. Hatte Theres, die Köchin, nicht gerade während der Anprobe jemand im Besuchszimmer gesucht? Vielleicht hatte sie damals auf geschickte Weise das prächtige Schmuckstück verschwinden lassen? Waren nicht in letzter Zeit, während Theres als Köchin im Institut diente, verschiedentlich wertvolle Gegenstände abhanden gekommen? Machte diese Theres nicht überhaupt einen etwas leichtfertigen Eindruck. In der eng begrenzten Welt des Institutes wurde alles zum Ereignis. Man munkelte und verdächtigte immer mehr. Ich erinnere mich nicht mehr genau der den einmal geweckten Argwohn bestärkenden Einzelheiten. Aber fehlte nicht hier ein goldener Ring? War nicht dort eine schöne Kette auf unerklärliche Weise abhanden gekommen? Die jungen Mädchen tuschelten immer geheimnisvoller. Sie gaben sich nicht Rechenschaft darüber, daß sie mit diesen unbedacht hingeworfenen Worten und Mutmaßungen scheußliche Verdächtigungen aussprachen, die eine arme, unbeschützte Seele grundlos vernichten konnten. Kurz, im Verlaufe des häßlichen, bedrohlich anwachsenden Gemunkels geschah es, daß Theres wegen Diebstahl angeschuldigt und verhaftet wurde.

Zufällig sah ich, wie man die arme Person hinausführte. Sie warf mir unter dem blühenden Glycinendach des Hauseingangs einen verzweifelten Blick zu. Ihr gutmütiges, rotes Gesicht war förmlich verstört. „Ich bin unschuldig, Fräulein“, murmelte sie verzweifelt, „ich bin keine Diebin, glauben Sie mir.“

Theres tat mir leid. Ich besuchte sie einmal. Die Verhaftung von Theres wurde in dem Gefängnis des Dorfes nicht so streng gehalten. Sie saß nicht hinter vergitterten Fenstern. Wenn sie hätte fliehen wollen, so hätte sie es wahrscheinlich sehr leicht gekonnt. Aber dazu fehlten ihr die Mittel. Sie dachte wohl auch gar nicht daran. Sie half der Frau des Gefängnisverwalters in Haus und Garten. Sie war geschickt und willig in allen Arbeiten. Die Verwalterin rühmte Theres. Sie sagte: „Das Mädchen ist immer fleißig. Sie ist eine durchaus gutmütige Person. Ich halte sie nicht für unehrlich. Ich kenne mich ein wenig aus in den Menschen. Hier bei uns in der Wohnung ist alles unverschlossen, sie ißt mit uns aus der gleichen Schüssel.“

Theres beteuerte mir gegenüber erneut ihre Unschuld. „Helfen Sie mir, Fräulein!“ Verschämt fügte sie hinzu. „Ich habe eine Bekanntschaft, Fräulein. Natürlich wird mich der Schlosser nicht heiraten wollen, wenn meine Unschuld nicht bewiesen wird. Es ist wirklich ein großes Unglück für mich.“ Sie ergriff meine Hand und bat nochmals: „Helfen Sie mir! Sie sind ein guter Mensch, Fräulein, Sie haben ein Herz für andere.“

Nach diesem Besuch dachte ich noch intensiver darüber nach, wie ich Theres beistehen könnte. Immer scheußlicher kam es mir vor, eine unschuldige Person, bisslos in ihrer Lebenslage, so gräßlich zu verdächtigen. Unaufhörlich beschäftigte mich Theres und ihr Schicksal.

Schluss auf Seite 313.

4



5



6



Erschliessen der Winterknospe einer Kastanie, dargestellt in 6 Phasen. Zwischen Phase 1 und 6 liegen 10 volle Tage

Ich setzte mich in das Besuchszimmer mit den steifen, roten Plüschmöbeln und grübelte nach über einen Ausweg. Ich hatte mich in eine Zimmerecke gesetzt und ließ meine Blicke in dem Zimmer von einem Gegenstand zum andern schweifen. Irgendwie, so vermeinte ich förmlich zu spüren, mußte sich die verlorene Brosche in diesem Raum finden lassen. War die Brosche gefunden, so schwanden automatisch auch alle übrigen Verdächtigungen dahin. Trotzdem man die Brosche in allen Ecken und Winkeln des Besuchszimmers vergeblich gesucht, wollte in mir die Hoffnung nach einem endgültigen Erfolg nicht schwinden. Sorgfältig tastete ich noch einmal alle Polster ab; konnte es nicht doch sein, daß sie sich dort versteckt hatte? In dieser Hinsicht hatte man schon ungeahnte und unglaubliche Ueberraschungen erlebt.

Da blieb mein Blick zufällig, wie gebannt an einem Rauchtischchen haften, das mit seinen größeren und kleineren verschlossenen und unverschlossenen Schalen und Behältern am Fenster stand. Ich erhob mich und wie in einer Eingebung öffnete ich die Deckel von den verschiedenen hohen Schalen und Behältern. Eine flache Schale mit verschiebbarem Deckel war angefüllt mit lauter Stecknadeln. In diesem Zimmer wurde ja immer anprobiert. Ich hob die Nadeln empor; doch ohne Erfolg.

Nun öffnete ich den Deckel einer tieferen Schale. Sie war desgleichen mit Stecknadeln angefüllt bis zum Rand. Ich stocherte auch hier in den Nadeln. Plötzlich stutzte ich. Blinkte da nicht etwas aus der Tiefe empor? Mein Atem stockte.

Wahrhaftig, unter den Stecknadeln, den großen und den kleinen, fand ich die Brosche. Dieses wundervolle Schmuckstück aus köstlicher, handgetriebener Goldarbeit mit Rubinen und Brillanten geziert. Ich rief die Vorsteherin. Große Aufregung. Ein Disputieren hin und her. Wie war die Brosche dahingekommen? Hatte man nicht auch vorher hier gesucht? Hatte jemand mit Absicht sie dort versteckt? Oder erst neuerdings hingelegt?

Wie dem auch sein mochte, noch zur gleichen Stunde wurde Theres in Freiheit gesetzt.

Sie heiratete ihren Schlosser. Sie gebar ihm drei kräftige Knaben und war ihm in allem eine gute, treue Gefährtin. Sie nahm ihre alte kranke Mutter zu sich, sie bewahrte sie vor den vielfältigen Sorgen eines einsamen, verlassenen Alters. Sie selber blieb eine aufrechte Person in der Mühsal ihres einfachen Lebens. Alljährlich aber, zur Neujahrszeit, berichtete sie mir von ihrem Ergehen und blieb mir in Treue verbunden bis zu ihrem Ende.

Bei dem Päckchen vergilbter Briefe befand sich auch ein schwarzgeränderter Umschlag. Der Mann von Theres zeigte mir den Tod seiner Frau an. Sie starb in der Grippezeit. Der Mann schrieb: „Sie ist eine gute, rechte Frau gewesen. Sie war eine brave Mutter. Sie hat immer und überall nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pflicht getan. Noch am letzten Tage ihres Lebens hat Theres an Sie gedacht. “ Johanna Siebel.

* * *

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

1. Kapitel.

Vom Dach der Fabrik strahlten die Leuchtbuchstaben das Wort „Keridan-Radio“ durch den Regenabend.

Hollbruch sah das Transparent schon aus der Ferne, während er langsam auf das Gebäude zuschritt. Vor der Fabrik machte er halt, blickte auf die Uhr, es war eine sehr altmodische dickbäuchige Uhr, und ging nach der andern Straßenseite hinüber, um zu warten, denn es fehlten noch zehn Minuten auf acht.

Ein dünner Regen fiel, die Wasserpfützen glänzten im Laternenlicht wie Opale, vom Westen her kam ein zorniger Märzwind.

Hollbruch starrte die lange Front der Fabrik an, deren Fenster dunkel waren. Nur in einer Toreinfahrt brannte eine schwache Lampe, als ab alles Licht für das Dach aufgespart wäre, von dem das Wort „Keridan-Radio“ in die Nacht hinausschrie.

Hollbruch stand entrückt da, seine Hände hatten sich in die Manteltaschen geflüchtet, und er spürte Schauer über den Rücken laufen. Es war wie ein undeutbarer Traum, daß man hier im Regen wartete und irgend etwas von diesem düsteren Gebäude erhoffte. Hollbruch hatte ein schweres Herz und fühlte sich mit einemmal sehr matt und müde. Er war von Schöneberg aus der Innsbruckerstraße nach der Köpenickerstraße zu Fuß marschiert, einesteils um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, andernteils um die toten Stunden auszufüllen. Dann mußte er plötzlich an seine Frau denken, an den geliebten Kameraden, der das unfaßbare Elend dieser letzten Monate so tapfer und unverzagt ertrug, und riß sich wieder hoch. Man hatte kein Recht, schwach und müde zu sein, wenn man für eine Frau kämpfte, ohne die das ganze Leben sinnlos und unnütz war.

Er ging mit der verbissenen Entschlossenheit eines Soldaten, der aus dem Schützengraben steigt, auf die schwach beleuchtete Torfahrt zu. Aus seiner Loge kam der Pförtner, ein riesenhafter Mann, und fragte drohend:

„Wat wollense denn da?“

„Ich bin zu Herrn Keridan bestellt.“

Der Riese wurde höflich.

„Wartense nen Momentchen, ich will mal fragen.“

In dem ganzen Gebäude war es totenstill. Hollbruch hörte sein Blut rauschen. Die Einfahrt sah wie ein langer dunkler Tunnel aus. Nach einer Weile surrte ein Lift. Durch die geöffnete Tür des Lifts fiel ein heller Lichtschein in den Tunnel.

Ein junger Mensch kam eilig auf Hollbruch zu, grüßte verbindlich und fragte mit übertriebener Höflichkeit:

„Haben Sie, bitte, den Brief bei sich?“

„Hier ist der Brief“, antwortete Hollbruch und holte aus der Tasche das Schreiben hervor, das er von Herrn Keridan erhalten hatte.

Der junge Mann prüfte sorgfältig den Brief, sein Gesicht war von Energie gestrafft, dann sagte er, ohne den Brief zurückzugeben:

„Wollen Sie bitte mit mir kommen.“

Sie fuhren vier Stockwerke hoch und betraten ein nüchternes Vorzimmer, in dem Hollbruch nochmals warten mußte. Der junge Mann ging in das anstoßende Büro, kam nach einer Weile wieder und bat Hollbruch einzutreten.

Hollbruch sah zuerst nichts wie dichte Schleierwolken von Rauch und eine undeutliche Gestalt, die am Schreibtisch saß. Der ganze Raum war von dem schweren süßen Duft türkischer Zigaretten erfüllt, der Hollbruch im ersten Augenblick betäubte.

Der Mann beim Schreibtisch erhob sich. Er war fast ebenso groß wie Hollbruch und hatte eine ebenmäßig schlanke Gestalt, schmale Hüften und breite Schultern.

„Ich bin Keridan, Ali Keridan.“

Er hatte die verschleierte Stimme des Zigarettenrauchers mit chronischem Rachenkatarrh.

Als Hollbruch näherkam, konnte er das Gesicht Keridans sehen. Es schien ihm, als ob er niemals einen schöneren Menschen gesehen hätte. Keridan machte den Eindruck eines idealen Filmhelden, den es in Wirklichkeit gar nicht gab und den alle Filmdirektoren der Welt vergebens suchten. Aber trotz ihrer Vollkommenheit erschien diese Schönheit verdächtig und gefährlich und erfüllte Hollbruch mit schwerem Unbehagen.

„Sie sind Herr Hollbruch?“

Hollbruch nickte.

„Haben Sie irgendein Legitimationspapier bei sich?“

„Meinen Paß, Herr Keridan.“

„Sehr gut. Nehmen Sie Platz.“

Keridan öffnete die Tür zum Vorzimmer und sagte zu dem jungen Menschen:

„Ich brauche Sie heute nicht mehr. Sie können gehen.“

Jetzt war es die Stimme eines Mannes, der befehlen konnte.

Er kehrte zum Schreibtisch zurück, setzte sich nieder und wartete schweigend, bis die Tür des Vorzimmers ging.

„Wollen Sie mir Ihren Paß zeigen?“